

bleibt eine weitere Behauptung fragwürdig, dass nämlich in keiner der kritisierten Theorien der Anblick eines in Not geratenen Menschen den moralischen Akteur *prima facie* zum Handeln auffordert. Den meisten Vertretern der kritisierten Theorien scheint es durchaus bewusst zu sein, dass wir in unserer ethischen Praxis auch auf solche Bedürfnisse antworten. Doch kann sich die Rechtfertigung einer ethischen Praxis nicht mit solchen Feststellungen begnügen, was sich insbesondere angesichts komplexer oder dilemmageleglicher Situationen bewahrheitet. Die moralischen Einzelteile sind bei R. u. a. deshalb so plausibel, weil sie dem herrschenden *common sense* entsprechen.

Dennoch scheint R. keine ausschließlich induktive Ethik zu vertreten: Moralische Akteure zeichnen sich bei ihr durch bestimmte intellektive und motivationale Eigenschaften aus. Aus deren intuitiven normativen Einzelurteilen lassen sich Rahmenbedingungen explizieren, die den moralisch signifikanten Bedürfnisbegriff begrenzen und eine Axiologie unter den Bedürfnissen ermöglichen. Abgesehen von der Frage nach der Leistungsfähigkeit ihres Bedürfnisbegriffs in der Ethik und der Gefahr der Unterbestimmung der Ethik lässt sich fragen, ob erstens R.s Anliegen, die Bedürfnisse des Menschen als Grund moralischer Normativität anzuerkennen, nicht genauso gut von mittlerweile etablierten Theorien des moralischen Realismus erfüllt werden könne, und zweitens, worin der „Mehrwert“ ihrer Theorie liege?

R.s Projekt kann m. E. vor dem Hintergrund der Differenzierung zwischen Ethik als praktischer Wissenschaft und als Praxis besser verstanden und angemessen gewürdigt werden. R. geht es vorrangig um letztere, und sie riskiert explizit und bewusst eine gewisse Einseitigkeit, indem sie komplementär zu anderen Ethikansätzen die Position der Rezipienten betont, um dem Ziel der Ethik als verantwortbarer Praxis näher zu kommen.

A. FRITZ

WAS SIND MENSCHLICHE PERSONEN? Ein akththeoretischer Zugang. Herausgegeben von Bruno Niederbacher, Edmund Runggaldier. Frankfurt am Main [u. a.]: ontos Verlag 2008. 208 S., ISBN 978-3-86838-013-2.

In den typischen Tätigkeiten eines Seienden zeigen sich dessen Vermögen, und diese erschließen sein Wesen. Das ist ein aristotelisch-thomistischer Gedanke, von dem aus eine Gruppe christlicher Philosophen sich 2008 in Wien auf einer Tagung der Titelfrage gewidmet hat. Nach der kurzen Einleitung durch den ersten eröffnet der zweite Herausgeber die Reihe der Beiträge: „Operatio demonstrat substantiam“. Neben der vierdimensionalen wissenschaftlichen Ontologie von Ereignissen behält die dreidimensionale lebensweltliche ihr Recht, in der Individuen „während ihrer ganzen Existenz immer im aktuellen Jetzt existieren“ (23). Sortale Ausdrücke für sie werden realistisch statt bloß konventionell aufgefasst. „Selbsterfahrung führt uns zur Überzeugung, dass wir als Kontinuanten agentia sind, die Verschiedenes hervorrufen“ (27). Solchen Vollzügen liegen Potenzen, aktive Dispositionen zugrunde. Um Dispositionen geht es z. B. besonders in der Chemie; in der Biologie liegen sie der Unterscheidung von artgemäßen (gesunden) und kranken Tigern zugrunde; hier wie schon beim Heliotropismus von Pflanzen drängt sich die Rehabilitierung der Teleologie auf.

G. Pöltner: „Homo quodammodo totum ens“, bietet Überlegungen zum Methodenproblem der Anthropologie. Die Frage nach dem Menschen kann nicht ohne die Wissenschaften, doch nicht nur durch sie beantwortet werden. Sie stellt sich als Frage des Selbstverständnisses, mit dem Problem, dass der Mensch sich leicht von dem her zu verstehen sucht, was er nicht ist. Den Anfang sollte aber unser ursprüngliches Vertrautsein mit uns bilden. Indem es thematisiert wird, geht die Analyse von den Objekten über unsere Vollzüge bzgl. ihrer zu unserem Können derer bis zum Subjekt dieses Könnens. Dessen = unsere Vollzüge zeigen sich als Selbstvollzüge – in Weltoffenheit dank unserer Leiblichkeit, gelebt als Differenz-Einheit von Person und/in Leib.

L. Rudder Baker: Tätigsein und Erste-Person-Perspektive, analysiert zunächst das Tätigsein. Minimal ist es, wenn nur durch Absichten, Wünsche erklärbar; rational bei Einstellungen zweiter Ordnung (Wünschen bzgl. der eigenen Wünsche): moralisch bei Hinzutritt der Einsicht, etwas zu tun bzw. getan zu haben. Personen sodann sind Wesen, denen eine Erste-Person-Perspektive wesentlich ist: Erwachsenen „robust“ (begrifflich

reflektiert), Säuglingen rudimentär, als Personen existent, seit der Organismus „eine rudimentäre Erste Person-Perspektive aufrecht zu erhalten“ vermochte (67-?). Das moralische Tätigsein besagt Verantwortlichkeit, hier aber anti-libertarisch verstanden: „Die teilweise Kontrolle über unsere Wünsche“ bewirkt, „dass wir auch dann nicht bloß Marionetten sind, wenn der Determinismus wahr sein sollte“ (74).

*Th. Schärfl:* Personsein – Indexikalität – Selbstbewusstsein, geht sprachphilosophisch den Erstaunlichkeiten des „ich“-Gebrauchs nach. Was ist, worauf „ich“ mit unfehlbarer Treffsicherheit zielt? Durch ein „Dickicht“ von Einzelfragen hindurch, gestützt auf H.-N. Castañedas Guise-Theorie, kommt er zur Selbstreferenz als entscheidendem Charakteristikum von Personen. Personen sind Wesen, die dank „der Möglichkeit, sich auf sich selbst zu beziehen“, „einander verstehen können“ (113).

*H. Kraml:* „Natura facitabilem, ars potenter, usus vero facilem“, behandelt Disposition, Fertigkeit und Personalität. Disposition meint den Besitz von Eigenschaften (oder Beziehungen), die unter bestimmten Bedingungen erscheinen (bleibend oder auch wieder verschwindend). In der Person-Definition des Boëthius steht eigentlich das Dispositionsprädikat „rationabilis“ (= zur Vernunft befähigt) statt des üblichen „rationalis“ (126). So genügt die Art-Zugehörigkeit für das Personsein, auch bei Wirkungslosigkeit in Einzelfällen, so wie Zucker auch auf einem wasserlosen Planeten wasserlöslich bleibt (127). Der Titel spricht verschiedene Grade von Disposition an. Allerdings liefern Dispositionen keine Kriterien (erhellend – 129 – der Hinweis auf die Spannung zwischen der aristotelischen Definition des Menschen und jener der späteren Akademie [„ungefiederter Zweibeiner“], der es, statt um das Wesen eines identifizierten Seienden, um dessen Identifizierung ging).

*Tb. O'Connor:* Menschliche Freiheit und die aufkommenden Gehirn- und Verhaltenswissenschaften, setzt sich mit Freiheitsbestreitern auseinander, die sich auf das Libet-Experiment, auf psychische Störungen, schließlich auf sozialpsychologische Experimente berufen. Nähere Unterscheidungen lassen erkennen, dass die Empirie nicht hergibt, was sie soll: Bei Libet geht es nicht um Freiheit, ebenso wenig bei Ex-post-Konfabulationen, bei irrtümlichen Vorstellungen über die Reichweite von Wünschen oder Handlungen sowie bei minimaler Freiwilligkeit ohne Urheberchaftsgefühl (Automatismen). Grundsätzlich aber liegt hier keine „Alles-oder-Nichts-Frage“ vor (153): Freiheit kennt Grade.

*J. Brachtendorf:* Personalität und Freiheit, kritisiert den weithin dominierenden Kompatibilismus, im Gegenüber zu H. G. Frankfurt (auf dem P. Bieri und M. Pauen fußen). Freiheit ist dort die Distanz zu unseren Wünschen (erster Stufe), die auf Handlungen zielen. Durch einen Wunsch zweiter Stufe, eine „Volition“, machen wir einen jener Wünsche zu unserem Willen. Geschähe dies zum Willen-machen von außen (teuflich oder neurologisch), würden wir zur Marionette; nicht aber, wenn dies Außen unsere Wünsche zweiter Ordnung determinierte. Denn die Freiheit liegt in dieser Identifikation. Deren Voraussetzung aber ist gerade, dass man schon Ziele hat; nämlich die, die einen zu dem machen (oder aus dem fließen), der man ist. – Das wirft drei Fragen auf: erstens tritt an die Stelle von Rationalität die Persistenz der Handlungsgründe; zweitens herrscht statt Objektivität Subjektivismus; drittens wird – Person ist Person – die Moral funktionslos. Auch Bieris Ergänzungen geben keine befriedigende Antwort. Hauptargument der Kompatibilisten ist der Vorwurf, der libertaristische Freiheitsbegriff laufe auf Zufälligkeit hinaus. (Auch wenn man die Karikatur „absoluter Freiheit“ abweist: Zur Frage nach den Gründen unserer ursprünglichen Wahl [des Bösen nämlich, was wohl eigens zu bedenken wäre] weiß in der Tat die Tradition von Augustinus bis Kant nichts zu sagen.) Aber ist bei Bieri / P. Mercier das „fließende Selbst“ im „subjektlosen Geschehen“ (177f.) seiner Veränderungen weniger anonym und unberechenbar?

*G. Gasser:* Wohin führt die kausale Handlungstheorie? Deren Grundthese lautet, Ereignisse sind Handlungen, wenn Gründe des Handelnden sie „in der richtigen Art und Weise“ verursachen. Dabei verbindet sie einen epistemisch-semantischer Dualismus mit einem ontologischen Monismus; denn Gründe seien intentionale Zustände im Gehirn, die entsprechende Körperbewegungen hervorrufen. Lassen sich aber Gründe als Ereignisse denken – in Vernachlässigung der Differenz zwischen einem intentionalem Gehalt und der entsprechenden Einstellung? Wie steht es mit dem Unterschied von bloßen und

wirksamen Gründen? Sind schließlich die Handelnden aus dieser Sicht noch mehr als nur Orte des „Handlungs“-Geschehens? Bleibt demnach, wenn man nicht homunkulär argumentieren will, nur der Illusionismus übrig? So gilt die Frage zuletzt der Kausalrelation (in einer Erste-Person-Öntologie) überhaupt und geht damit auch an Vertreter der Agenskausalität.

J. SPLETT

GOTT ODER DARWIN? Vernünftiges Reden über Schöpfung und Evolution. Herausgegeben von *Joachim Klose / Jochen Oehler*. Berlin [u.a.]: Springer 2008. XXII/415 S./Ill., ISBN 978-3-540-77935-3.

Die Herausgeber, der eine Leiter des Bildungswerks Dresden der Konrad-Adenauer-Stiftung, der andere Neurobiologe an der TU-Dresden, haben 23 weitere Beiträger gewonnen. Die 25 Autoren werden zwischen Inhaltsverzeichnis und Einleitung vorgestellt. Ihre Wortmeldungen sind in drei Teile gebündelt: Schöpfung und Evolution (6), Evolution (7), Übertragungen (12).

Die erste Gruppe eröffnet der Germanist *W. Frühwald* mit einem kurzen Text, der zunächst die drei freudschen Kränkungen repetiert und dann den Sündenfall leider unernsterweise aus Evas wissenschaftlicher Neugier erklärt. – Es folgen drei Theologen. *H. Kessler*: Kreative Schöpfung – Kreativität Gottes. Er plädiert für mehrschichtigen Weltzugang: objektivierende Beobachter-Perspektive, radikale Sinnfrage, existenzielle Teilnehmer-Perspektive. Gott umfängt und durchwaltet die Welt, absolut und fortdauernd, auf Erlösung und Vollendung hin. – *J. Wohlmuth* befasst sich „problemanzeigend“ mit Schöpfung aus dem (?) Nichts und Evolution, im Blick auf die subjekttheoretische Sicht *E. Levinas*’, wie auf die klassische Lehre des Aquinaten, mit Mahnung zur Bescheidung hinsichtlich des Faktenwissens. – *K. Berger* lehnt einmal mehr die *creatio ex nihilo* ab. Es gehe um Ordnung des Chaos und um die Verheißung einer neuen höheren Ordnung. – *R. Spaemann* bietet Klärungen zu Sein und Gewordensein. Er weist die Differenz von Geltung und Genese auf und betont die Unableitbarkeit von Negativität (Schmerz, Andersheit, Absolutheitsgedanke). Das Wort „Evolution“ (statt „Deszendenz“) suggeriert, die Naturgeschichte sei die Abfolge von Zuständen eines Substrats. Gegenüber solchem Evolutionismus aber gilt, dass Personen Substanzen sind, statt Illusion (wie im Buddhismus). Schließlich plädiert der Physiker *E. P. Fischer* für Komplementarität, wobei der Kausalität nicht der (zu schwache) Zufall gegenüberstehen kann (der freilich nicht definiert wird), sondern „so etwas wie eine Sinnkorrespondenz“ (99).

In Teil II informiert der Evolutionsbiologe *Th. Junker* über die Entdeckung der Evolution (Buffon, Lamarck); so spät, weil innerwissenschaftlich andere Antworten für plausibel galten, außerwissenschaftlich die Autorität der Bibel wirkte. Betrübblich, dass auch bei ihm das „oder“ zwischen „Naturvorgang“ und „göttliche[m] Schöpfungsakt“ begegnet (115). – *J. Oehler* schreibt zur Evolution der Evolutionstheorie, also ihre Ausweitung über die Biologie hinaus, besonders in Systemtheorie und Synergetik. Wichtig die Blickänderung zur inneren Evolution, in der DNA, wo sich zeigt, dass nicht jede Variation adaptiv, Arterhaltung kein biologisches Prinzip ist und überhaupt eine Höherentwicklung nicht belegbar. Die äußere Evolution spielt zwischen Kooperation und Konkurrenz. Beeindruckt von evolutionärer Erkenntnistheorie und Ethik, sieht er den phylogenetisch entstandenen Menschen doch als ein Wesen, das „potentiell die Möglichkeiten besitzen könnte, nach den Wertmaßstäben der Moral inhumanes Verhalten zu überwinden“ (139). – Der angeklungenen genomischen Kombination widmet sich instruktiv *K. Kowallik*, als Botaniker im Blick auf die Entstehung des Pflanzenreichs. Am Ende kommen wieder Kreationismus und Intelligent Design ins Spiel. Schließlich ist von einer besonderen Verantwortung die Rede (aufgrund der Schnelligkeit unserer Entwicklung und „gewisser Eigenschaften“, deren wir uns „rühmen“), die „durchaus im Sinne einer göttlichen Schöpfung verstanden werden“ könne (156). – *J. H. Reichholf* behandelt die Hominisation aus dem durchhangelten Tropenwald zum Läufer in der Savanne mit Zunahme des Gehirns (von „Mängelwesen“ keine Rede [164]). Doch fällt auf Sprache und Kultur zugleich der Schatten von Mord und Totschlag [bibliche sind wir Nachkommen Kains]. – Ausführlich mit der Sprache beschäftigt sich *M. Bierwisch*, unter den drei Aspekten *langue, parole, langage* (de Saussure, bzw. *competence, performance, language*